

Der gestohlene Weihnachtsbaum

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **12 (1936)**

Heft 52

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Verewigt

Zusammen mit unsern Zeitgenossen Mussolini, Stalin, Hitler, zusammen mit dem alten Heinrich VIII., zusammen mit Hunderten von Künstlern, Politikern, Wunderkindern, Polarforschern und Verbrechern steht jetzt auch diese Figur der Frau Simpson schon im Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud in London — damit in späteren Zeiten die Beschauer sich gebührend darüber wundern können, was diese Frau seinerzeit für Unheil angerichtet habe. Schnelle Arbeit, das muß man sagen, haben die Modelleure geleistet. Das Ergebnis ist aber auch darnach. Hier zum Vergleich das lebendige Urbild der wächsernen Frau Simpson, der Freundin und Geliebten König Eduards VIII., die jetzt als jüngstes Mitglied im Raritätenkabinett Tussaud in London steht. *★ Et déjà, elle a sa statue, ... de cire, il est vrai! Aux côtés d'Hitler, de Staline, de Mussolini, d'Henri VIII et de ses six femmes, de princes, d'artistes, d'enfants prodiges, d'expéditeurs polaires, d'assassins célèbres présents et passés, Mrs Simpson a pris place dans le cabinet des cires de Madame Tussaud à Londres. Les modeleurs n'ont pas perdu leur temps. Mais il ne faut point confondre vitesse et précipitation, leur célérité ne s'est elle point exercée au dépens de la ressemblance? Nos lecteurs pourront comparer avec cette récente photographie de l'original.*

Sechs neue Bundesrichter
Six nouveaux Juges fédéraux



Dr. Eugen Hasler, bisher Zürcher Oberrichter. *★ Dr Eugène Hasler, Juge cantonal à Zurich.*



Dr. August Ernst, bisher Aargauer Oberrichter. *★ Dr August Ernst, Juge cantonal à Aarau.*



Dr. Wilhelm Schönenberger, bisher Professor an der Universität Freiburg i. Ue. *★ Dr Wilhelm Schönenberger, Professeur à l'Université de Fribourg.*



W. Leuenberger, bisher Tessiner Oberrichter. *★ W. Leuenberger, Juge cantonal à Berne.*



Dr. Louis Couchepin, bisher Rechtsanwalt in Martigny. *Dr Louis Couchepin, Avocat à Martigny.*



Dr. Carlo Pometta, bisher Tessiner Bundesgerichtspräsident. *Dr Carlo Pometta, Secrétaire du Tribunal fédéral.*

Photos Photopress



«Herzen im Schnee». Die neue Wintersport-Revue dieses Namens von Ralph Benatzky wurde letzten Samstag vom Zürcher Stadttheater uraufgeführt. Obschon es darin recht winterlich zugeht, werden die Herzen der Zuschauer mächtig warm vor Freude und genießerischem Mitgehen. Bild: Hansi von Krauß als Miss Margret Smith und Karl Pistorius als Skikanone und Herzensbrecher Seppl Huber. *★ La nouvelle opérette «Herzen im Schnee» (Cœurs dans la neige) de Ralph Benatzky vient d'être créée, avec un très grand succès, au Théâtre Municipal de Zurich. On voit ici: Hansi von Krauss (Miss Margret Smith) et Karl Pistorius, as du ski et Don Juan, dans un tableau de cette revue sportive et sentimentale.*

Photo Guggenbühl-Prisma

Der gestohlene Weihnachtsbaum

Diese wahre Geschichte ist verjährt und der Autor könnte seinen richtigen Dichternamen ruhig nennen, aber weil er über das Widersprüchliche zwischen «Christbaum» und «Diebstahl» nie hinwegkommen wird, möchte er im Dunkel bleiben und sich mit der vorliegenden Beichte begnügen.

Ich bin kein großer Christ, doch eine Weihnachtsfeier ohne Christbaum ist für mich einfach undenkbar. Christbäume aber sind teuer für Menschen, die von der Hand in den Mund leben müssen. Das erfuhr ich, als ich vor Jahren in die Stadt Zürich zu wohnen kam, wo ich in einer klassisch abgegrägten Poetendachbude auf zerschlissenen Sofa an wackligem Tisch meine Verse schrieb. Damals fragte ich einen Christbaumverkäufer nach seinen Preisen. Seine Antwort traf mich wie ein Schlag ins Gesicht, so daß ich lange Jahre nicht mehr nach Christbaumpreisen zu fragen wagte. Es war eine Antwort, die mich wiederholt zum Dieb machte...

Der Mann hatte eine Wagenladung Christbäume gekauft, hatte sie unter Ausnutzung der damaligen Valutaverhältnisse im Schwarzwald, wo man alle Fichten auf Weihnachtsbäume zu züchten scheint, sozusagen erschoben und stieß sie hier auf dem Platze ab mit einem Gewinn von vielleicht 1000%! War das christlich? Es war in meinen Augen Diebstahl. Die Handelsstadt aber nannte es Christbaummarkt.

So wie jede böse Tat fortzuehend neue böse Taten und jede Lüge neue Lügen gebiert, so ruft ein Diebstahl dem andern:

Ich wußte genau, daß es verboten war, Weihnachtsbäume zu freveln, es stand eine Geldbuße oder bei deren Nichterhältlichkeit Gefängnis auf der Uebertretung dieses Verbotes, aber ich war nicht in der Lage, mir lange Gedanken über Staat und Gesellschaft zu machen, ich mußte einen Christbaum haben und mußte ihn gezwungenermaßen freveln. Das einzige Gebot lautete für mich: Laß dich nicht erwischen. Im weitem beruhigte ich mein Gewissen mit der Feststellung, daß ich aus Not frevelte und nicht aus Geiz.

Als ich dann in spätern Jahren mir wirklich einen Baum hätte kaufen können, zeigte es sich, daß mir die Frevelromantik zur zweiten Natur geworden war. Ich mußte einfach weiterwildern: es reizte mich, in die Wälder zu schleichen und auf der Lauer zu liegen, bis die Witterung günstig war. Ich war ein Fuchs im regentropfenden Tann, ein Marder im bereiften Wald, ein lauschendes Tier mit der Nase im Wind. Aber da geschah etwas, was mich von meiner Sucht ein für allemal heilte. Heute darf ich es erzählen; der Fall ist verjährt.

Ich fuhr zwei Tage vor Weihnachten wieder einmal mit der Straßenbahn vor die Stadt hinaus, um jenes Bäumchen zu pflücken, das ich mir schon im Sommer gemerkt hatte. Es ist nachzuholen, daß ich meine Bäumchen sozusagen forstwissenschaftlich auswählte, ich also nicht ungesunde Bäumchen stahl, die am rechten Ort standen, Prachtwuchs zeigten und Könige des Waldes zu werden versprachen. Ich habe allezeit ein Herz und, wie ich hoffe, auch etwelches Verständnis für Bäume gehabt, ich schnitt dort, wo ein «Grotzli» gleichsam verirrt stand oder im Dickicht zurückzubleiben drohte. Denn Fichten wollen viel Licht haben.

Ich lauschte und lauerte nach allen vier Winden. Die Luft war rein. Rauhreif rieselte von den Bäumen, die Pfützen im Wege waren gefroren. Ich hatte peinlich darauf geachtet, nicht in Eis zu treten. Außer fernen Axtschlägen hörte ich keinen Laut. Ich begann mit meinem Taschenmesser zu sägen, hielt etwa inne, wenn ein Häher kreischte — nein, er flog aus freien Stücken auf, er war nicht auf der Flucht vor Menschen. Ich kam zu Ende und verzog mich mit dem Bäumchen in den dunkelsten Tann. Dort nahm ich Zeitungen aus der Tasche und band das Wesen so eng zusammen, als es nur ging. Am Gipfeltrieb befestigte ich zwei Schnurschlingen, so daß ich mir den Baum quasi rucksackmäßig umhängen konnte. An seinem untern Ende durfte ich die Schlingen nicht anbringen, sonst hätte mein Rücken einen verräterischen Buckel bekommen. Es ist klar, daß ich die Höhe des Baumes nach der Länge meines Mantels bestimmte. Ich mußte ja nachher durch Dorf und Stadt schreiten und niemand durfte etwas zu sehen bekommen.

Jetzt war die Sache vollbracht: ich legte den Mantel ab, schlüpfte in die Schlingen des zum Stock gewordenen Baumes und dann wieder in meinen Mantel. Alles klappte und ich wanderte gemächlich durch den Wald, ohne einem Menschen zu begegnen. Dann kam ich auf die große Ueberlandstraße mit Fußgänger- und Fahrwerken. Ein Auto hupte hinter mir und ich trollte mich auf die rechte Seite. Der Chauffeur grinste im Vor-

Vorbeifahren nach mir. Er grinst, weil ich auf der falschen Straßenseite ging, dachte ich.

Ein Mann kommt dem andern Straßenrand entlang mir entgegen, geht vorbei und grinst hinter mir her. Ich ziehe einen Taschenspiegel hervor und sehe nach, ob vielleicht meine Nase nicht mehr mitten im Gesicht sitzt. Alles in Ordnung. Ich rufe dem Passanten im Geiste einen weltbekannten Tiernamen nach; den nächsten, der mir nachgaffend ebenfalls die Zähne bleckt, bezeichne ich mit einem keineswegs ehrenvollern Menschennamen. Ich schaue heimlich hinter mich und sehe, daß nichts zu sehen ist. Als ein Pferddefuhrwerk heranrasselt und der Fahrknecht peitschenknallend sich auf seinem Bock umwendet und meckert, weiß ich nicht mehr, was ich denken soll.

Etwas steif besteige ich die Straßenbahn und stelle mich gleichgültig in die Ecke. Der Wagen fährt nicht sofort ab. Ich sehe den Schaffner zum Wagenführer treten und diesem etwas zuflüstern, worauf beide in dummdreistes Lachen ausbrechen. Ich werde rot, um die Röte zu rechtfertigen, huste ich heftig, aber ich bin dankbar, daß der Wagen endlich fährt. Ich wage mich nicht zu rühren. Der Schaffner macht ein wissend-verständnisvolles Gesicht. Als ich aussteige, sieht er mir nach und lacht aus vollem Halse, und sein Kollege, der Wagenführer, hält trotz der Kälte die Türe offen, lehnt sich hinaus und lacht ebenfalls.

Was zum Teufel haben die Brüder? Ich weiß von nichts, mein Baum sitzt fest, sitzt mir fest im Nacken, ich spüre ihn — was wissen denn die? Ich schleiche mehr,

als ich gehe, meine Schritte werden kurz und langsam. In der Stadt haben es die Leute eilig, hier wendet man sich nach keinem um. Es ist auch, gelobt sei der Himmel, schon fast dunkel geworden. Zu Hause stelle ich mich vor meine Frau, die mich umsonst vor meinem Diebsgang gewarnt hatte, und sage: Sieht mir ein Mensch irgend etwas an? Sie sagt: Kehr dich einmal um. Ich drehe mich um — und da beginnt auch sie zu lachen: Was ist denn das für ein Schweif, der da herunterhängt? Herunterhängt! höhne ich und reiße meinen Mantel herum. Aber da trifft mich wie Blitz und Donnerschlag die Entdeckung, daß mein Mantel bis fast zur Hälfte seiner Länge aufgeschlitzt ist. Das hatte ich nie bemerkt, ich trug bisher nur Mäntel ohne Schlitz; ich glaube, man sagt ihnen Raglans.

Ich konnte nun, wie der Reiter jenseits des Bodensees, erbleichen und umfallen. Denn wer am 22. Dezember etwas steif vom Walde her kommt und stadtwärts geht, ist zum mindesten verdächtig. Wer aber bei jedem Schritt aus dem Mantelschlitz etwas aufblitzen läßt, das verborgen bleiben sollte, der ist erkannt. Dazu braucht es keine pfliffige Polizei!

Die nächsten zehn Klingelzeichen über der Wohnungstüre waren mir nicht unangenehm und ich gelobte laut und im stillen, es nie mehr zu tun.

Ich habe Wort gehalten. Es ging leicht, denn ich zog im darauffolgenden Sommer aufs Land. Hier muß ich nicht aus Protest gegen die Stadt Christbäume stehlen.

Silvaticus.

Hause in Wintersport

Von Ferdinand Feber

Als der Empfangschef des Hotels «Montana» das Büro des Generaldirektors betrat, traf er seinen Vorgesetzten ganz gebrochen an.

«Furchtbar!» stöhnte der Chef, «furchtbar! Da — lesen Sie nur!»

Der Empfangschef nahm das Telegramm und las: «Seine königliche Hoheit der herr Windsor eintreffen mit gefolge donnerstag abend stop bereithaltet fürstenappartements — Morley erster kammerherr».

Der Empfangschef sah den Generaldirektor verständnislos an. «Ich verstehe nicht ganz... eine großartigere Reklame für unser Haus läßt sich doch gar nicht denken. Seine königl. Hoheit der Herr Windsor persönlich! Der Liebhaber der ganzen Welt, der bestangezogene Mann sämtlicher Erdteile, der...»

«Das ist ja gerade das Furchtbare», ächzte der Chef. «Da bietet sich uns eine Chance, die für unser Hotel und unseren Winterkurort Hunderttausende wert ist, und wir können sie nicht ausnützen! Unser Haus ist voll bis unters Dach. Wollen Sie vielleicht, daß ich S. kgl. Hoheit in einer Badewanne einquartiere!»

Der Empfangschef dachte einen Augenblick nach. «Nun, der Fall liegt doch ganz klar, Herr Generaldirektor. Herr McIntyre aus Glasgow, der mit seiner Frau das Fürstenappartement bewohnt, muß einfach hinaus und damit basta!»

«Wollen Sie mir vielleicht verraten, wie Sie das anfangen werden? Es gibt keine rechtliche Handhabe, Herrn McIntyre hinauszubefördern, das wissen Sie ebenso gut wie ich.»

Der Empfangschef setzte eine entschlossene Miene auf. «Not kennt kein Gebot! Der Mann ist Schotte, und mit Geld kann man bei einem Schotten alles ausrichten. Sie sind doch damit einverstanden, daß wir uns die Sache etwas kosten lassen, nicht wahr?»

«Geld spielt dabei gar keine Rolle. Er muß hinaus — bis morgen abend! Alles andere ist gleichgültig!»

«Sehr erfreut über Ihren Besuch, Herr Generaldirektor», sagte Herr McIntyre eine Viertelstunde später. «Well, Sir, ich muß Ihnen sagen, ich sein begeistert von Ihre Platz und von Ihre Hotel. Everything first-class. Ich habe telegraphiert nach Glasgow, daß ich werde bleiben noch vierzehn Tage.»

Der Generaldirektor räusperte sich verlegen. «Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, Herr McIntyre, wie willkommen Sie uns sind. Und dennoch... unvorhergesehene Umstände... ich appelliere an Ihre Liebe zum Herrscherhaus... kurz und gut, wir benötigen ab morgen Ihr Appartement für den Herrn Windsor und da möchte ich Sie bitten... innigst bitten... das Hotel Bellevue hat noch Appartements frei, ein vortreffliches Haus, ein...»

«Bedauere», lächelte Herr McIntyre, «leider nicht zu machen. Certainly, wir Briten lieben unser Königshaus, aber bei uns sein ein Gentleman wie der andere. Der Prinz würde selbst nicht verlangen, daß ich weggehe wegen ihm. Bedauere, Sir, nicht zu machen.»

Und nun begann der Kampf. Er dauerte zwei Stunden und endete mit dem Siege des Generaldirektors. Aber der Sieg war schwer erkämpft. Die Direktion des Hotel «Montana» mußte Herrn McIntyre nicht nur die Rechnung für seinen bisherigen Aufenthalt streichen, sondern ihm auch noch eine Abstandssumme von 250 Pfund zahlen.

*

«Really, my dear», sagte Herr McIntyre, als er am nächsten Tage neben Frau McIntyre im Zuge saß, «dieser Winteraufenthalt wird eine meiner schönsten Erinnerungen bleiben. Diese wundervolle Luft! Dieses herrliche Skigelände! Und dabei so billig! Wenn ich bedenke, daß das Hotel gar nichts gekostet hat und ich noch einen Scheck über 250 Pfund in der Tasche habe, so spielen die sieben Schilling, die James für das Telegramm ausgegeben hat, doch wirklich gar keine Rolle!»